

SWR2 Essay

Der Schreibtisch oder der doppelte Boden der Schrift

Von Reiner Niehoff

Sendung: Montag, 22. Juni 2015

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Felicitas Ott

Produktion: SWR 2015

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Spr. 3

I. Den Schreibtisch entdecken

Spr. 1

Unter den Dingen, die uns umgeben, zählt der Schreibtisch, unser Schreibtisch, zu den eher unauffälligen Gefährten. Lange vorbei die Zeiten, als André Charles Boulle das Gesicht des königlichen Schreibmöbels für immer veränderte, indem er den Schreibrack in ein filigran-luftiges, raumüberspannendes Brückenmöbel verwandelte und dafür 1672 von Ludwig XIV. den glanzvollen Titel erhalten hatte: ebeniste, ciseleur, doreur et sculpteur du roi: Kunstschreiner, Ziseleur, Vergolder und Bildhauer des Königs. Lange vorbei die Zeiten, als Jean Henri Riesener, David Roentgen oder Johann Melchior Kambly für die raffinierte Schwingung eines flachen Zargentisches, bureau plat genannt, für den melodischen Bogen seiner feingliedrigen Füße, für die prachtvoll-beherrschte Ausschmückung der Tischbeine mit Hermen und Karyathiden, für ein mit Goldstaub hinterlegtes Schildpattfurnier oder auch nur für ein lichtiges Blumenstillleben auf haarfeinem Rocaillegespinst mindestens einen ihre kleinen Finger gegeben hätten. Der Schreibtisch, unser Schreibtisch heute, er fristet ein weithin schmuckloses Dasein in der inneren Ökonomie des Hauses; ein unbeachteter Diener, bei dem die Funktion der Funktion folgt und der am besten dann zu funktionieren scheint, wenn man ihn erst gar nicht bemerkt. Schrank und Stuhl, Kommode und Teppich erwecken Aufmerksamkeit, geben Gegenständen Raum und Unterkunft oder schmiegen sich dem Fuß. Der Schreibtisch steht am Rande, versinkt in flachem Gleichmut und harrt aus. Ruhige Oberfläche, geduldiges Papier, bereite Schreibwerkzeuge, ist er die Tabula rasa einer kommenden Schrift. Lewis Carrolls ungelöstes Paradox, was ein Schreibtisch und ein Rabe gemeinsam haben, bleibt unbeantwortet; aber wäre unser Schreibtisch ein Tier, dann wohl der geduldige Esel.

Spr. 2

Allerdings: Es gibt Ausnahmesituationen. Situationen, in denen der unscheinbare hölzerne Gefährte andere, geheimere Eigenschaften offenbart und plötzlich hinter der ostentativen Unauffälligkeit ein vertracktes Innenleben aufscheinen lässt. Da durchstreift ein junger Mann 1835 die große dänische Stadt Kopenhagen, entdeckt in einer Auslage einen sogenannten Sekretär, ein abschließbares Schrankmöbel also, das über und unter und neben der Schreibklappe noch mit reichlich Fächern, Kammern, Laden ausgestattet ist – und macht eine unerwartete Erfahrung. Der junge Mann, er nennt sich Victor Eremita, berichtet seine Geschichte, und zwar ausführlich:

Spr. 3

„Es mag jetzt etwa sieben Jahre her sein, daß ich bei einem Trödler hier in der Stadt einen Sekretär bemerkte, welcher gleich beim ersten Sehen meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war von altmodischer Arbeit, ziemlich verschlissen, und doch fesselte er mich. Den Grund für diesen Eindruck klar zu machen, ist mir eine Unmöglichkeit, aber die meisten haben in ihrem Leben wohl Ähnliches erfahren. Mein täglicher Weg führte mich bei dem Trödler und seinem Sekretär vorüber, und

ich unterließ es keinen einzigen Tag, im Vorübergehen meinen Blick auf diesen zu richten.“

Spr. 2

So beginnt eine veritable Amoure zwischen Mensch und Tisch. Es ist Liebe auf den ersten Blick, obwohl – oder vielleicht gerade weil – er nicht eben in seinen besten Jahren steht. Altmodisch wirkt der Tisch und ist schon von reichlich Arbeitsspuren gezeichnet und keineswegs repräsentativ, aber er fesselt doch augenblicklich und dann täglich den zusehends Hingerissenen. So wird er, der Sekretär, zum geheimen Magneten aller Stadtdurchquerungen des Erzählers. Eremita weiter:

Spr. 3

„Nach und nach bekam der Sekretär in mir eine Geschichte; es wurde mir eine Notwendigkeit, ihn zu sehen, und ich trug zu diesem Behuf keine Bedenken, falls ein ungewöhnlicher Weg es nötig machte, um seinetwillen einen Umweg zu machen. Je öfter ich ihn betrachtete, umso mehr erwachte auch die Lust in mir, ihn zu besitzen. Ich empfand sehr wohl, daß dies eine sonderbare Lust sei, sintemal ich für dies Möbel keine Verwendung hatte; daß es eine Verschwendung von mir sei, das Stück anzuschaffen.“

Spr. 1

Wie man sieht, das unerklärliche Schreibtisch-Begehren gewinnt an innerem Raum und Tiefe und wird umso intensiver, je sinnbefreiter es ist. Denn zu der puren Anziehungskraft des Verschlissenen tritt nun noch die Attraktion seiner Verwendungslosigkeit hinzu. Ein Objekt ohne Gebrauchswert ist dieser Tisch, ein Luxus also und gegen jede Vernunft, eine eigentlich intolerable Verschwendung. Nach einigem Gezauder und unter Aufbietung von beträchtlichem rhetorischen Selbstbetrug ersteht Victor Eremita seinen geliebten Schreibtisch bis...Ja, bis eines Tages der glückliche Besitzer auf Reisen gehen möchte aufs Land, der Postillon ist bereits bestellt, allein der Herr verschläft ein wenig, da ruft den noch Träumenden das sirenenhafte Posthorn zum Aufbruch wie später die Trompete in Kafkas Erzählung *Aufbruch*. Er eilt zu seinem Schreibmöbel.

Spr. 3

„Ich schließe den Sekretär auf, um meine Geldschublade herauszuziehn und mitzunehmen, was das Haus vermag. Sieh, die Schublade rührt sich nicht. Jedes Mittel war vergebens. Es war so fatal wie nur möglich. Eben in diesem Augenblick, da mein Ohr noch widerhallt von des Postillons lockenden Tönen, auf solche Schwierigkeiten zu stoßen. Das Blut stieg mir zu Kopfe, ich ward zornig. Gleich wie Xerxes das Meer peitschen ließ, ebenso beschloß ich, fürchterliche Rache zu nehmen. Ein Handbeil ward geholt. Mit ihm brachte ich dem Sekretär einen Grauen erregenden Schlag bei.“

Spr. 1

So weit, so grausam. Aber was geschieht? Eremita:

Spr. 3

„Ob ich nun in meinem Zorn daneben geschlagen habe oder das Schubfach ebenso starrsinnig gewesen ist wie ich, die Wirkung war nicht die beabsichtigte. Das Schubfach war geschlossen gewesen, und das Schubfach blieb geschlossen. Dagegen geschah etwas anderes. Ob mein Schlag gerade diese Stelle getroffen hat, oder ob die völlige Erschütterung in der gesamten Organisation des Sekretärs der Anlaß gewesen, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß eine geheime Tür aufsprang, die ich zuvor nie bemerkt hatte. Diese schloß ein Fach ab, das ich natürlich gleichfalls nicht entdeckt hatte. Hier fand ich zu meiner großen Überraschung eine Menge von Papieren, diejenigen Papiere, welche den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmachen.“

Spr. 2

Das der Bericht von Victor Eremita. Aus zwei Gründen wird uns diese Geschichte erzählt; zum einen, um zu exemplifizieren, dass das Äußere der Menschen und Dinge nicht unbedingt auf das Innere schließen lässt oder gar mit ihm in einer spiegelbildlichen Bewegung verschmolzen ist; dass das Innere sich im Gegenteil radikal dem äußeren Anschein verschließt und nur ausnahmsweise, zufällig und – wie hier durch einen cholerisch-gewaltsamen Kontrollverlust – fragmentarisch ans Tageslicht kommt. Und zum anderen, um zu erklären, wie der Herausgeber an eben die Texte gelangt ist, die er nun im Folgenden unter dem Titel *Entweder-Oder* seinem Leser vorlegen wird. Denn die Erzählsituation ist so doppelbödig wie das Schreibmöbel: In der Geschichte werden weitere und immer neue Erzähler auftauchen, und hinter dem fiktiven Herausgeber Victor Eremita, soviel muss nachgetragen sein, erscheint ein echter Verfasser; er heißt Sören Kierkegaard.

Spr. 1

Und uns, was kann uns, die wir etwas über Schreibtische wissen wollen, diese Geschichte eines Schreibtischlünstlings bedeuten, der zum Schreibtischwüstling wird? Zunächst kann sie uns bemerkbar machen, dass Geräte und Möbel, Dinge und Gegenstände, die ja von Menschen gemacht sind, immer auch mit dem affektiven Haushalt des Menschen verknüpft sind. Dann kann sie uns daran erinnern, dass diese menschengemachten Geräte nicht einfach starre Objekte sind, sondern ein stummes Eigenleben führen und gerne gerade dann, wenn der menschliche Verwendungswunsch besonders groß wird, in ihre Renitenzzonen zurückweichen. Endlich aber, und das ist entscheidend, lässt sie uns wissen, dass der Schreibtisch, zumindest wenn er linkisch und falsch behandelt, unvorschriftsmäßig traktiert und gebeutelt wird, bisweilen und wie zufällig aus seinem verschlossenen Inneren etwas preisgibt. Was aber ist das, was dieser Schreibtisch gegen alle Intention preisgibt? Ganz offensichtlich: Er gibt Texte preis. Was von Kierkegaards Victor Eremita als editorischer Glücksgriff gefeiert wird, das darf auch symbolisch verstanden werden. Aus den Tiefen der Laden und Schübe, der Kästen und Türen lässt er, der Schreibtisch, der Sekretär, unerwartete Schriften aufsteigen, fremde, bedenkenswerte, an uns adressierte, mehr oder weniger attraktive Abgesandte aus dem Buchstabenuniversum; Schriften, deren Existenz wir uns ohne den Schreibtisch nicht vorstellen können. Irgendwie ist, wo es um den Schreibtisch geht, stets eine

unrationalisierte Restmagie am Werke, die das wundersame Schrift-Ergebnis nicht von der hölzernen Unterlage trennen mag, mit dem der Text in Berührung stand. Aber woher bezieht diese Tisch-Magie ihre Kraft? Was macht den Schreibtisch so attraktiv und so eigenwillig? Was bedeutet uns der hölzerne Vierbeiner?

Spr. 3

II. Den Schreibtisch beherrschen

Spr. 2

Nun, zunächst mache man sich vorab klar, dass das Möbel, das dem Schreiben dient, zuallererst ein stolzer Vertreter jener Kulturen ist, die ihr gesellschaftliches Gebäude auf dem Fundament der Schriftlichkeit errichtet haben. Das ist ebenso banal wie richtig. Der Schreibtisch ist Teil einer Kultur, die ihr Wissen verschriftlicht, die ihre Beschlüsse aufzeichnet und besiegelt, die ihre Abrechnungen listet und ihre Rechte protokolliert. Derlei pflegt nicht mündlich zu geschehen, nicht im Stehen und nicht im Gehen, nicht im Bett noch auf den Knien, sondern: vor dem Tisch, genauer: am Schreibtisch. Unser harmloser Beistehler, er ist ein Möbel der Koordination, der Logistik, der Ordnung und der Macht.

Spr. 1

Deshalb, weil der Schreibtisch der Koordination, der Logistik, der Ordnung und der Macht dient, gibt es auch kaum einen abendländischen Potentaten der Neuzeit, der sich nicht gerne abkonterfeien ließe, wie er gerade am königlichen Schreibtisch lehnt oder sich über den kaiserlichen Schreibtisch beugt oder mittig in schönster Symmetrie hinter dem präsidialen Schreibtisch – man muss es wohl so sagen – thront: Friedrich der Große oder Wilhelm I., Napoleon oder Ludwig XVIII., Bismarck oder Hindenburg, Trotzki oder Lenin, Abraham Lincoln oder Kemal Atatürk, Konrad Adenauer oder Helmut Schmidt. Demonstrativ präsentiert sich der frisch gebackene Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger einen Tag nach Amtsantritt am Schreibtisch seines Vorgängers: triumphale Geste der Machtübernahme und kleiner Kannibalismus im Reich des Symbolischen.

Spr. 2

Auf der Oberfläche dieses präsidialen Gerätes befinden sich nun - wie sollte es anders sein - zumeist die Schreibgeräte des Abzeichnens und gerne auch die Akten, die auf ihren letzten Strich warten, daneben Kalender für die Zeitdisposition, später dann Telefone und Sprechanlagen, die Apparat gewordenen Hausdiener, die das Defilee der Gäste sortieren. Hinter dem Schreibtisch an der Wand oder auf einer Kommode sind Bilder und Büsten gestellt und gehängt, die den bedeutsamen Wert des Tisches noch unterstreichen und steigern. Sie erweitern das Szenarium des Schreibtischbetreibers um sein kulturelles oder politisches Selbstverständnis: Hinter Hindenburg die Büste von Wilhelm II. und Bismarck in Öl, hinter Willi Brandt der Kopf von Abraham Lincoln in Bronze, hinter Helmut Schmidt das Porträt von August Bebel, hinter Helmut Kohl das Konterfei von Josef Görres, hinter Gerhard Schröder der Adler von Baselitz, der auf dem Kopf steht. Das repräsentative Möbel ist Teil eines Interieurs der Repräsentation.

Spr. 1

Aber der Schreibtisch möbliert nicht nur und repräsentiert, er bewirkt auch noch ein drittes: Er definiert einen Platz. Im Gefüge der Ordnung ist der Schreibtisch in den Raum gesetzt, um den Raum zu fixieren, um ihn zu definieren, um ihn zu teilen und aufzuteilen: In ein Reich hinter dem Schreibtisch und in einen Bereich davor; in ein Reich der Entscheidung, der Zuteilung, des Beschlusses – und in einen Bereich des Antrags, der Ausführung, des Gehorchens. Mehr noch. Der Schreibtisch zieht nicht nur eine Grenzlinie zwischen Macht und Nichtmacht, er ist vielmehr Teil eines Konzeptes, das die Beziehung von Tisch und Raum generell regelt. Edward T. Hall hat diese verborgene Dimension der Raumerfahrung, die durch Auge, Mund, Haut und Geruch ununterbrochen, aber unbemerkt durchbuchstabiert wird, „Proxemik“ genannt.

Spr. 2

Leicht verständlich wird das, was Proxemik meint, durch das berühmte Arbeitszimmer Adolf Hitlers in der Berliner Neuen Reichskanzlei, das Albert Speer nach barocken Vorbildern wie immer mächtig überspreizt errichtet hatte: Eine 300 Meter lange Zimmerflucht führte bis ins Herrschergemach, das in dunkelroten Limburger Marmor gekleidet war, eine Grundfläche von 400 Quadratmetern und eine Raumhöhe von knapp zehn Metern besaß und am Ende auf einen mächtigen Dreimeter-Schreibtisch zuhielt; ein nahezu unendlicher Weg von da nach dort, der den Eintretenden unterwegs auf die Größe einer Fußnote schrumpfen ließ, eine Schreibtischfußnote des Führers. So ist der Schreibtisch nicht nur ein Mosaikstück in der Repräsentation der Ordnung, ein Element in ihrem ikonographischen Interieur, sondern auch ein entscheidender Bestandteil in der Proxemik der Macht. Die Chefetagen und Chefbüros großer Konzerne haben sich seit je an dieser Inszenierung gerne bedient und sind in den Mythen des Films immer wieder besungen worden.

Spr. 1

Das Chefbüro Joh Fredersens, dem Energietycoon in Fritz Langs *Metropolis*, avancierte mit seinem raumbherrschenden, halbrunden Schreibtisch samt Uhren und Bildtelefon, samt Kontroll-Anlagen und Alarmsystemen vis-à-vis einer quadratisch gerasterten, riesigen Fensterfront über der Stadt zum Urbild endloser kinematographischer Chefetagen; ein Raum, der dem Gewimmel der Straßen und dem Schweiß der Maschinenarbeit entzogen ist, um der Formlosigkeit von oben her Ordnung und Ablauf zu geben. Inbegriff dieser herrschaftlichen Schreibtisch-Ordnung ist allerdings nicht, wie man meinen könnte, der volle, sondern eigentlich der abgearbeitete, am Ende des Tages aufgeräumte und am besten also leere Schreibtisch; ein Schreibtisch, der alle Reste aufgezehrt und alle Aufgaben erledigt hat: eine Mischung aus Überwachung und Bestrafung, eine Schalt- und Waltzentrale. Der Schriftsteller Georges Perec erinnert sich in einem kleinen Essay mit dem Titel *Anmerkungen zu den Gegenständen auf meinem Schreibtisch*:

Spr. 3

„Mythos der tadellos glatten Schreibtische der Generaldirektoren: ich habe einen gesehen, der eine kleine Stahlfestung war, vollgestopft mit elektronischen oder angeblich elektronischen Apparaten, die auftauchten oder verschwanden, wenn man die Tasten eines Super-Armaturenbretts bediente...“

Spr. 1

Der ökonomische, der politische, der juristische Schreibtisch: Eine panzerstahlglatte Kommandozentrale.

Spr. 3

III. Den Schreibtisch ausmessen

Spr. 2

Nun wird am Schreibtisch aber nicht nur verwaltet und verordnet, verbürgt und abgerechnet, verabschiedet und unterzeichnet. Am Schreibtisch nehmen noch ganz andere Abgesandte der Schriftkultur Platz, Abgesandte, die als Schriftvermehrter und Schriftverehrer Sprache nicht als stets verfügbares Mittel und Werkzeug für Ansprache und Anweisung verstehen, sondern die schwierigen Beziehungen und Wirkungen von Texten, Sätzen, Wörtern und Buchstaben selbst erproben; Schriftekunder, die vom Schreibtisch aus keine Befehle geben, sondern sich in das Gestöber des Sinns hineinwagen, in die fragilen und fragwürdigen Beziehungen von Laut und Vorstellungsbild, von Bezeichnung und Bedeutung, von Relation und Struktur. Dafür aber, so scheint es, braucht es nicht den repräsentativen Tisch, den Tisch des Ebenisten und Ziseleurs, nicht den fixierenden Tisch der Trennungen und nicht den leeren Tisch; es braucht einen autarken Raum mit einem intimen Platz (denn Macht ist niemals intim), es braucht die Nabelschnur eines versorgenden, keinen ordnenden Tisch, es braucht einen vollen Tisch; einen Tisch, der den Schreibenden zugleich einhüllt, abdämmt und öffnet. Es braucht einen Tisch, in dem keine fertiges Schriftstück abgezeichnet, sondern Schrift zuallererst konzipiert wird, einen Tisch, an dem der Text nicht finalisiert ist, sondern Texte sich im Prozess befinden; ein Tisch, in dem das Werk, das entsteht, sich ausbreiten kann und noch nicht von dem Leben und der Hand getrennt ist, die es hervorbringt. „Doch mein wichtigstes Meuble“, hat Schiller nicht zufällig seinen Kastenschreibtisch mit Pultaufsatz gepriesen, und Franz Kafka schreibt 1922 in einem Brief an Max Brod:

Spr. 3

„Das Dasein des Schriftstellers ist wirklich vom Schreibtisch abhängig, er darf sich eigentlich, wenn er dem Irrsinn entgehen will, niemals vom Schreibtisch entfernen, mit den Zähnen muss er sich festhalten.“

Spr. 2

So nah liegen Gefahr und Rettung beieinander: Um dem Wahn zu entgehen, muss man sich in den Tisch verbeißen. Keine Kommandobrücke, sondern eine Planke in der Sturzsee der Ereignisse.

Spr. 1

Um aber diesen rettenden Planken-Tisch schon vorab gegen bürokratische oder imperiale, glanzvoll repräsentative und einschüchternde Tisch-Genossen abzugrenzen, benötigt der Schriftsteller-Schreibtisch zunächst eine ganz eigene Physiognomie und eine ganz eigene Herkunft. Es braucht ein hinlänglich abgewracktes, dafür aber markantes Einzelstück mit einer individuellen Geschichte, selbst wenn es die Geschichte eines anonymen Findeltisches sein sollte wie bei Kierkegaard. Dem cleanen Brett, an dem ökonomische Werte und politische Fakten statuiert werden, tritt der knarzige Tisch entgegen, an dem das symbolische Spiel der Literatur in Fluss kommt. So versucht sich Rainer Maria Rilke 1921 im Chateau de Muzot zwar zunächst an einem attraktiven Holzblütler von 1600, dessen Alter er brieflich mit einem Ausrufezeichen versieht und der jedem Potentaten gut angestanden hätte, um dann aber doch rasch auf einen „gewöhnlichen festen weißen Küchentisch“ umzusatteln, „der“, so Rilke, „nichts kann als impertubablement auf seinen vier Beinen stehen“; und dieser überaus biedere Küchengehilfe wird nichts Geringeres als die *Duineser Elegien* und die *Sonette an Orpheus* schultern.

Spr. 2

Kein Zufall also, dass schon Sophie von La Roche, der 1799 die erste große, zweibändige Biographie eines Schriftstellerschreibtisches – ihres eigenen nämlich - zu danken ist, gleich an den Anfang die Herkunftsgeschichte ihres geliebten Möbels gestellt hat:

Spr. 3

„Nun mögen Ihre Blicke mir vor meinen Schreibeisch folgen, welcher in Wahrheit arm und zu schlicht aussieht, aber in meinen Augen das Verdienst eines alten, in einen grauen Überrock gehüllten Dieners hat, der seit vielen Jahren, an allem Wohl und Weh seiner Herrschaft Antheil nahm; geduldig jede Arbeit und Beschwerde trug, und alles anvertraute still und treu bewahrte... Seit fünf und vierzig Jahren habe ich alle Briefe meiner gütigen Freunde an diesem Tische gelesen und beantwortet; alle Bücher, welche mich belehrten, oder meine einsamen Stunden verschönerten, hielte er meinem Auge dar. An diesem Tische verlebte ich meine Übungsstunden in der englischen Sprache: dieser unerschöpflichen Quelle edler Vergnügungen für meinen Geist und für mein Herz.“

Spr. 2

Sophies Schreibtischideal ist weit entfernt von jenen bureau plats, die aus teuersten und verschiedenartigsten Hölzern fernster Länder gearbeitet sind und ihren Exotismus majestätisch und ihre Majestät exotisch zur Schau tragen; Sophies Idealtisch ist vielmehr ein Tisch, der seine regionale und zuverlässige Gediegenheit

gelassen ausstellt und in Schriftenergie verwandelt. Indem die treue Holztafel mit der Besitzerin auf ihrem Lebensweg auch ihre Ortswechsel von Mainz nach Warthausen, von Koblenz nach Heimbach mitvollzieht, wie später der berühmte Schreibtisch Thomas Manns dem Großdichter von München über Frankreich in die Schweiz, von der Schweiz nach Amerika und von Amerika wieder zurück in die Schweiz folgen sollte, gibt sie, die hölzerne Unterlage, in jeder neuen Stadt und in jedem neuen Raum ihrer Herrin ihren alten Platz; sie verleiht der wechselreichen, ortlosen Schriftstellerexistenz Raum-Konstanz und Zeit-Kohärenz. Wo alles sich fortschreibt und ändert, älter wird und andernorts unterkommt, da beharrt der Tisch in störrisch-dienerischer Sichselbstgleichheit auf seinem abgegrenzten Terrain. Er verbürgt eine gesicherte Beziehung zwischen Veränderung und Beharrung, zwischen Zeit und Raum.

Spr. 1

Deshalb verwundert es auch nicht, dass fast immer, wenn der Schriftsteller-Schreibtisch zum Thema wird, zunächst seine Ausmaße – seine Platzdefinition also – und seine niedere, aber getreue Herkunft bemüht werden. Bei Heinrich Böll lesen wir:

Spr. 3

„Der Tisch, an dem ich dies schreibe, ist 76,5 cm hoch, seine Platte 69,5 mal 111 cm groß. Er hat gedrechselte Beine, eine Schublade, er mag siebzig bis achtzig Jahre alt sein, er stammt aus dem Besitz einer Grosstante meiner Frau, die ihn, nachdem ihr Mann in einem Irrenhaus verstorben war und sie in eine kleinere Wohnung zog, ihrem Bruder, dem Grossvater meiner Frau verkaufte. So kam er, ein verachtetes und ziemlich verächtliches Möbelstück ohne jeden Wert, nachdem die Grosseltern meiner Frau gestorben waren, in unseren Besitz, stand irgendwo, niemand weiss genau, wo, herum, bis er anlässlich eines Umzuges auftauchte und sich als bombengeschädigt erwies.“

Spr. 1

Da steht er, der verachtete und wertlose, über eine matriarchale Seitenlinie angeschwemmte Vierfüßler, in den die Axt der Geschichte eingeschlagen hat, damit ihm Geschichten entspringen mögen – was ihm im Falle Heinrich Bölls, zumindest in der Selbsteinschätzung des Autors, denn auch bestens gelungen ist. Nochmals der Nobelpreisträger:

Spr. 3

„Ich habe auf diesem Instrument, das jeder Fachmann nur mit Verachtung anschauen oder anfassen würde, schätzungsweise vier Romane und einige hundert Items geschrieben, und nicht nur deshalb hänge ich daran, auch wiederum aus Prinzip, denn es tut noch und beweist, wie gering die Investitionsmöglichkeiten und der Investitionsehrgeiz eines Schriftstellers sind.“

Spr. 2

Auch Arno Schmidt, der 1958 nach Bargfeld wechselte ins Eigenheim, hat sich fragen lassen, wie es um sein Arbeitsgerät bestellt sei oben unter dem Dach. Und hat Auskunft gegeben:

Spr. 3

„Als ich hier einzog, besaß ich 2 alte Schreibtisch-Schränkchen – die Platte, die ich drauf gelegt hatte, war alt, und hatte sowieso nie gepaßt; (obwohl sie beste Dienste geleistet hat, wohlgemerkt; ich habe viel historischen Sinn; siehe FOUQUÉ) – und zur Verfügung stand die 1 Dachstubenecke, die schräge Wand nach Nord, die Giebelfenster nach Ost. Da kam mir – ich glaube es war, als die Maurer auch „improvisierten“, und die eingefrorene Pumpe mit brennenden Tapetenresten auftauten – der Einfall, billig & genial: beim Tischler eine dicke Sperrholzplatte zu bestellen, 2x 2 Meter; aus der einen Ecke wurde ein Viertelkreis, Radius 1 Meter 20, herausgesägt; und fertig war die allerschönste Schreibfläche, ‚Limba‘=bezogen, ein hölzernes Meer von 3 Quadratmetern.“

Spr. 2

Wieder dasselbe Szenario: Auch Arno Schmidt beschreibt zuallererst die ärmliche Herkunft seines Utensils, das ein noch ärmlicheres ersetzt und in seiner Konstruktion Schmidts eigenem genialischen Holzkopf entspringt, samt der üppigen Maße, die zur Positionierung seiner Zettelkästen vonnöten sind. Und gut erkennbar auch, dass dieser Schreibtisch in der Ecke des Dachausbaus eines nicht hat: ein Gegenüber, einen Antragsteller. Schriftstellerschreibtische sind nämlich ausschließlich einseitig konzipiert, abseits des Gesellschaftsvertrags und ohne Bescheid.

Spr. 1

Und Gottfried Benn im fernen Berlin, was hat er zum Thema Schreibtisch beizutragen?

Spr. 3

„Ein alter Schreibtisch steht bei mir im Mittelpunkt. Das Ganze sieht folgendermaßen aus: Ich verfüge nur über ein Zimmer für meine ärztliche Praxis und meine Schriftstellerei. Auf diesem Schreibtisch (73 cm zu 135 cm) liegen grosse Bündel von Briefen (die ich noch nicht beantwortete), von zugesandten Manuscripten (die ich noch nicht las), von Zeitschriften, Büchern, Probesendungen von Medikamenten, Stempelkissen (für Rezepte), drei Kugelschreiber, zwei Aschenbecher, ein Telefonapparat. Es ist eigentlich kein Raum zum Schreiben da, trotzdem ermögliche ich es durch Fortschieben der Massen mit Hilfe der Ellenbogen.“

Spr. 1

Erneut ist der Schreibtisch, der abermals alte und getreue Schriftdiener, zuallererst der Platz, der ausgemessen wird; dann aber ist er, nicht nur bei Benn, der Platz, auf dem der Platz fehlt. Das ist nicht das leere Tableau des Perecschen

Generaldirektors, sondern die überfüllte Bühne eines Schreibtheaters, das das Schreiben ermöglicht, indem es den Schreibraum einschränkt und besetzt: ein bedrängtes Terrain.

Spr. 3

IV. Den Schreibtisch bevölkern

Spr. 2

Denn der Schreibtisch ist ein Möbel, auf dem es sich außer Stiften und Papieren noch andere Wesen gut gehen lassen, freundliche Xylobionten, Baumpilze, die sich am Totholz mästen. Besonders berühmt ist in dieser Hinsicht vor allem der Schreibtisch von Thomas Mann, der bevölkert und bestanden und belegt war von Antiken, von ägyptischen Grabdienern und Soldaten, vom Widdergott Chnum und von König Amenophis IV., von einem grünen Jadebecher, einer chinesischen Aschenschale, einer viereckigen japanischen Porzellanvase, von einer Stutzuhr, von dem 15 Zentimeter langen Stück eines Elefanten-Stoßzahns, von Photographien der Ehefrau und den Enkeln, von der Plakette Tolstojs und einem Porträt Savonarolas, von einem Umlegekalender, einem Notizblock, diversen Steinen, einer Schieferplatte mit dem Abdruck einer fossilen Seelilie, dann besonders auffällig von einem Bronzebuddha, dem „schönen Siam-Krieger“, wie Thomas Mann ihn auch bezeichnet hat, eingefasst von zwei Messing-Kerzenständern, die in Form und Platzierung Schillers Jenaer Schreibtisch nachgestellt waren zu Haupten der Manuskripte - mehr Altar und Segnungsstätte der entstehenden Wunder-Werke als Produktionskammer. An all dem durfte nicht auch nur ein Hauch geändert oder verstellt werden.

Spr. 1

So fügt sich die Schreibtischbevölkerung Thomas Manns vor allem in eine Magie der Abwehr schädlicher Außeneinflüsse ein, die durch hilfreiche Figuren fremder Zonen, durch wundersame Steine und gute Gefäße gewährleistet werden soll. Dazu treten dann Bilder von Frau und Familie, die das innere Immunsystem des Dichterstürzen zu stärken haben, und die inszenatorische Reverenz an die Weimarer Klassik, die sich auf Haltung und Niveauanspruch hilfreich auswirken möge. 1938 schreibt Thomas Mann denn auch an Erich Kahler, dass er exakt wie sein Schreibtisch, der durch Wunder Stück für Stück hier, in Amerika, dastehe wie immer schon und überall, auch er selbst entschlossen sei, sein eigenes...

Spr. 3

„Leben und Treiben mit größter Beharrlichkeit genau fortzusetzen wie eh und je, unalteriert von den Ereignissen, die mich schädigen, aber nicht beirren und demütigen können.“

Spr. 1

Der treue Schreibtisch und sein Beschreiber: das ist nichts als die wechselseitige Bestätigung eines standhaften Eigensinns.

Spr. 2

Aber auf Schreibtischen ist noch mehr zu entdecken als nur ein Sammelsurium von Tier, Stein, Figur und Bild, die schützen und bewachen. Schon an Sophie von La Roches Werkbank war ein eigens handgefertigtes Extramöbel angebracht, eine Art Regal, das natürlich in der Tradition der integrierten Tischaufsätze steht und ihren glatten Bureau plat zu einer Art Kabinettschrank erweitert; auf ihr hatte sie die kleinen Konvolute und Pakete abgelegt, die sie in ihrem Werk vom „Schreibtisch“ intensiv entbündelt und einzeln beschreibt: Briefe und Notate, Bücher und Aufsätze – ein Konglomerat von Schriften, die eine Art „innerer Biographie“ umreißen sollten, eine geistige Landschaft der Einflüsse und Einfälle, eine Kartierung der Vorlieben, der kaum rationalisierbaren textuellen Attraktionen, die sich im Laufe der Zeit eingestellt, ausgebildet und bewährt hatten. So setzt sich Sophies Schreibtisch dank der Regal-Prothese in den Raum hinein fort, vervielfältigt sich und differenziert sich in Spezialmöbel aus. Der Tisch schafft sich sein Zimmer und sein Haus, nicht umgekehrt. Das Haus, das er sich wünsche, so schrieb denn auch der Schriftsteller, Komponist, Wanderer Hans Jürgen von der Wense in einem Brief von 1930, sei nichts als...

Spr. 3

„eine Holzverschalung um einen Schreibtisch – denken Sie dies.. das gehört mir dann vom Mittelpunkt der Erde an (der nur theoretisch vorhanden ist) bis ins Ganze des Himmels (wahre Praxis).“

Spr. 1

In dieser Holzverschalung und hinter Wenses Holztisch findet sich denn auch, wie bei Sophie von La Roche, ein Extramöbel, eine Art Regal-Aufsatz, nur wandgroß, den ihm der Freund Hartwig Eickhoff eingebaut hat und der, wiederum wie bei Sophie von La Roche, der Verkreuzung von Schriften dient, in allerdings ebenso monströser Potenzierung. Denn in dem Wenseschen Schreibtischaufsatz kommen nicht mehr übersichtliche Schriftbündel, sondern endlose Horden von Laufmappen unter, in denen auf 25 000 Seiten die Dichtungen und Dokumente, die Wissenschaften und Künste aller Zeiten und Zonen miteinander kurzgeschlossen werden sollten; das Spiel der Textzuflüsse und Schriftenverweise, der poetischen und szientifischen Attraktionen wird zum ästhetischen Verfahren selbst gemacht. Übersetzungen aus hunderten von Sprachen rund um den Globus verknüpfen sich in diesen Mappen mit abertausend Notaten zu den Mikroterritorien der deutschen Mittelgebirge, zu ihren Flüssen, Bergen, Städten, Dörfern, Häusern, Familien, nicht zu vergessen die freundlichen Blattbehälter, die den Dingen, den Formen, den Farben, dem Wetter, den Gebirgen, der Geschichte, Musik, Literatur, Philosophie vorbehalten sind. Wenses Schreibtisch ist das Relais, das das volle Außerhalb mit der inneren Welt energetisch und elektrisch zusammenspannt. „Wenn ich sterbe“, hat sich der verschollene Mann denn auch wiederholt vernehmen lassen, „ist die Welt in meinem Zimmer“ – eine Prozedur, die nur durch jene Miniaturisierung zu bewerkstelligen ist, die der Schreibtisch zu leisten vermag. Der hölzerne Freund ist kein Diener mehr, der trägt, sondern ein Netz, das einfängt und verknüpft und das Nächste mit dem Fernsten in Berührung bringt. Und was geschieht, wenn sich dieser Wense in der Göttinger Altstadtklause zum Schreibtisch begibt?

Spr. 3

„Auch ist das wohnen in so einem alten hause sehr heikel, alles wankt und schwankt. Nachts knistergeräusche wie im stollen, ich fahre hoch und falle grade noch rechtzeitig meinem schrank in die arme, der sich in bewegung gesetzt hat – jetzt haben die bücherborte schlagseite und wenn ich vorm schreibtisch mich niederlasse, biegen sich die eichenbalken durch – ich sitze wie in einer schaukel.“

Spr. 1

Sich an den Schreibtisch setzen, das heißt, die Welt in Schwingung zu versetzen. Kein Zufall, dass eine der wenigen Schriften, die Wense zu Lebzeiten publizierte, eben der Schaukel galt.

Spr. 3

V. Den Schreibtisch bewegen

Spr. 2

Gerade dieser Hans Jürgen von der Wense aber kann uns belehren, dass auch der Schriftsteller-Schreibtisch seinem bürokratischen Pendant nicht ohne Weiteres entkommen kann. Die Magie der Abwehr, die Strategien der Tischbesiedelung, die Techniken der Schriften-Kreuzung funktionieren nur auf Zeit; ja, selbst die absolute Erweiterung des Schreibtisches zu einer kompletten Welt-Öffnung und Welt-Umhüllung droht – gerade im Konzept der Enzyklopädie – in verwaltende Verzeichnung umzuschlagen. So schreibt Wense 1962 in einem Brief:

Spr. 3

„Habe 8 Tage gebraucht, meine Tagebücher zu schreiben, dabei viel historisch nachgelesen.. Hartwig hat mir ein riesiges derbes Büchergestell gebaut und alle Schriften neu aufgestellt, Zimmer sehr gewonnen, Ordnung wie beim Notar...“

Spr. 2

Ein Umzughelfer fragt den Arche-Bauer erstaunt: „Sie sind am gericht?“ Auf Wenses Rückfrage: „Wieso?“, folgt die Antwort: „Nun, Sie haben doch soviel akten!“ Wahrscheinlich lässt sich das Diktat der Ordnung, der Verwaltung, des Befehls aus dem Akt des Schreibens nicht eliminieren; der Akt des Schreibens bleibt immer auch ein Schreiben in Akten. Und so droht der Schreibtisch zum Ort des Rückfalls zu werden, zum Ort der reinen Verwaltung, des sterilen Kopierens oder gar, in den düstersten Stunden, des letzten Bescheids. „Was bleibt“, schreibt Wense einmal, „ist mein skelett, vor dem schreibtisch sitzend, vor meinem todesurteil.“ Wie denn auch Flauberts unglückliches Kontoristenpaar Bouvard und Pecuchet, nachdem sie ihren großen Traum vom seligen Reich der Bücher ausgeträumt haben, dorthin zurückkehren, woher sie gekommen sind, an das Doppelpult des Kontors.

Spr. 1

Ja, vielleicht wohnt in jedem Schreibtisch untrennbar ein Flaubertsches Doppelpult: ein Mischwesen aus Ordnung und Unordnung, aus Verwaltung und Verwahrlosung, aus Befehl und Missachtung. Erinnern wir uns, dass – zufällig? - derselbe Schreibtisch, den Gottfried Benn zum Schreiben seiner Gedichte benutzte, auch dem Ausstellen der Rezepte diente, die er seinen Patienten verordnete; und lassen wir uns sagen, dass die zwei Schreibtische, die Hans Jürgen von der Wense in seiner späten Klausur besaß, zwei ganz unterschiedlichen Zwecken dienten: an dem einen arbeitete er, wie er betonte: „wissenschaftlich und geschäftlich, am anderen poetisch und mehr erotisch.“ Hans Henny Jahn schrieb an seinem Monstre-Roman *Fluss ohne Ufer* am Schreibtisch täglich 8 Stunden, und zwar „wie ein Beamter“, so wird's in einem Brief vermeldet, und Hermann Hesse hegte den Verdacht, Besuche und Briefe könnten ihm seinen Schreibraum „zu einem Bureau versauen“. Da liegt die Vermutung nahe, dass die Literatur diesen Widerspruch im Inneren der Arbeit selber auszutragen hat; nicht, um den Widerspruch zu lösen und aufzuheben, sondern um seine permanente Reibung, den Kampf der Widerspruchs-Gesperster, der da unhörbar und unentwegt ausgefochten wird, hörbar zu machen.

Spr. 2

Der Kronzeuge einer solchen unsichtbaren Geisterschlacht zwischen Schreibtisch und Schreibtisch war ohne Zweifel Franz Kafka, stand er doch mit seinen zwei Beinen in zwei Welten zugleich: Dort die Arbeiter-Unfallversicherung mit ihrem System von Chef, Schreibmaschinist und Fallverwaltung, hier das eigene Zimmer, die eigene Wohnung, das eigene Schreiben – eine unheilige Konkurrenz. Das aber nicht oder nicht nur, weil die unheilige Ordnung des Bureaus die heilige Unordnung des Schriftstellerschreibens zur Sorgsamkeit verzögere, sondern weil die Unordnung, die Kafka natürlich auch im Bureau anrichtete, sich noch über die Unordnung legte, die er sich zu Hause schaffte; eine unproduktive Unordnung zweiten Grades. Das Schreiben im Kontor verstört „das andere Schreiben“ im eigenen Revier; in der Mitte der händeringende und haareraufende Autor.

Spr. 3

„Mein Schreibtisch im Bureau war gewiß nie ordentlich, jetzt aber ist er von einem wüsten Haufen von Papieren und Akten hoch bedeckt, ich kenne beiläufig nur das, was obenauf liegt, unten ahne ich bloß Fürchterliches. Manchmal glaube ich fast zu hören, wie ich von dem Schreiben auf der einen Seite und von dem Bureau auf der andern geradezu zerrieben werde. Dann kommen ja wieder auch Zeiten, wo ich beides verhältnismäßig ausbalanciere, besonders wenn ich zuhause schlecht geschrieben habe, aber diese Fähigkeit (nicht die des schlechten Schreibens) geht mir - fürchte ich - allmählich verloren.“

Spr. 1

Tatsächlich: Sie ging rasch verloren und wurde rasch zur Schrift des Verlierens. Der okkupierte Schreibtisch nimmt die okkupierende Unordnung des Bureaus an, steigert sie und verwandelt sie in ein vertikales Chaos, in ein wüstes Schrifttheater von

ungewollten Revolten, verbalen Aufständen, verqueren Papieren, das als Desaster zu beschreiben noch weit untertrieben wäre. Kafka:

Spr. 3

„Jetzt habe ich meinen Schreibtisch genauer angeschaut und eingesehn, daß auf ihm nichts Gutes gemacht werden kann. Es liegt hier so vieles herum und bildet eine Unordnung ohne Gleichmäßigkeit und ohne jede Verträglichkeit der ungeordneten Dinge, die sonst jede Unordnung erträglich macht. Sei auf dem grünen Tuch eine Unordnung, wie sie will, das durfte auch im Parterre der alten Theater sein. Daß aber aus den Stehplätzen...

(Fortsetzung am nächsten Tag)

25. Dezember: aus dem offenen Fach unter dem Tischaufsatz hervor Broschüren alter Zeitungen, Kataloge, Ansichtskarten, Briefe, alle zum Teil zerrissen, zum Teil geöffnet, in Form einer Freitreppe hervorkommen, dieser unwürdige Zustand verdirbt alles. Einzelne verhältnismäßig riesige Dinge des Parterres treten in möglichster Aktivität auf, als wäre es im Theater erlaubt, daß im Zuschauerraum der Kaufmann seine Geschäftsbücher ordnet, der Zimmermann hämmert, der Offizier den Säbel schwenkt, der Geistliche dem Herzen zuredet, der Gelehrte dem Verstand, der Politiker dem Bürgersinn, daß die Liebenden sich nicht zurückhalten usw. Nur auf meinem Schreibtisch steht der Rasierspiegel aufrecht, wie man ihn zum Rasieren braucht, die Kleiderbürste liegt mit ihrer Borstenfläche auf dem Tisch, das Portemonnaie liegt offen für den Fall, daß ich zahlen will, aus dem Schlüsselbund ragt ein Schlüssel fertig zur Arbeit vor und die Krawatte schlingt sich noch teilweise um den ausgezogenen Kragen. Das nächst höhere, durch die kleinen geschlossenen Seitenschubladen schon eingeeengte, offene Fach des Aufsatzes ist nichts als eine Rumpelkammer, so, als wurde der niedrige Balkon des Zuschauerraumes, im Grunde die sichtbarste Stelle des Theaters, für die gemeinsten Leute reserviert, für alte Lebemänner, bei denen der Schmutz allmählich von innen nach außen kommt, rohe Kerle, welche die Füße über das Balkongeländer hinunterhängen lassen. Familien mit so viel Kindern, daß man nur kurz hinschaut, ohne sie zählen zu können, richten hier den Schmutz armer Kinderstuben ein (es rinnt ja schon ins Parterre), im dunklen Hintergrund sitzen unheilbare Kranke, man sieht sie glücklicherweise nur, wenn man hineinleuchtet usw. In diesem Fach liegen alte Papiere, die ich längst weggeworfen hätte, wenn ich einen Papierkorb hätte, Bleistifte mit abgebrochenen Spitzen, eine leere Zündholzschachtel, ein Briefbeschwerer aus Karlsbad, ein Lineal mit einer Kante, deren Holprigkeit für eine Landstraße zu arg wäre, viele Kragenknöpfe, stumpfe Rasiereinlagen (für die ist kein Platz auf der Welt), Krawattenzwicker und noch ein schwerer eiserner Briefbeschwerer. In dem Fach darüber - „

Spr. 1

Hier bricht die Verzweiflungsattacke ab. Aber wenn die Verzweiflung über die Verhinderung des Schreibens so sehr zum Schreiben verführt wie hier, dann muss doch in diesem Möbel, das allerorts nur falsche Schriften und vertrocknete Sätze bereit hält, irgendwo – Erinnerung an Kierkegaards Überraschungs-Schreibtisch – doch auch eine Lade zu finden sein, aus der der Text, der gesuchte Text, der

geglückte Text zufällig hervorspränge. Irgendwo in diesem so ganz verkehrten Möbel der Verhinderung muss sich zugleich das Fach verbergen, das sich unerwartet auftut. Und tatsächlich findet sich zwischen all den Schreibtischen in Kafkas Texten, die von Schlossbeamten wie Klamm, von neidischen Stellvertreter-Direktoren und Armenadvokaten verwaltet werden, plötzlich dasselbe Monstre-Meuble wieder, nur jetzt als dessen glückliches Pendant, als ein Möbel in kompletter Bewegung und Verwandlung. Ein Möbel, das seine Flächen verkleinert und vergrößert, Schubladen vorzeigt und verschwinden lässt, ein restlos dynamisiertes, verführerisches Gerät in permanenter Transformation, ohne allerdings - mit Ausnahme einer festlichen, fast Proustschen Kindheitserinnerung - irgendeinen „Inhalt“ preiszugeben. Ein solcher Wundertisch, ein solches meuble à transformation, wie man es im Rokoko konstruierte und nannte, findet sich im *Amerika*-Roman, in der neuen Welt also: Immer gesucht und jetzt, plötzlich und unerwartet, gefunden; eine grandiose Mischung aus Juke-Box, Krippenspiel und totalem Textarchiv:

Spr. 3

„In seinem Zimmer stand ein amerikanischer Schreibtisch bester Sorte, wie sich ihn sein Vater seit Jahren gewünscht und auf den verschiedensten Versteigerungen um einen ihm erreichbaren billigen Preis zu kaufen gesucht hatte, ohne daß es ihm bei seinen kleinen Mitteln jemals gelungen wäre. Natürlich war dieser Tisch mit jenen angeblich amerikanischen Schreibtischen, wie sie sich auf europäischen Versteigerungen herumtreiben, nicht zu vergleichen. Er hatte zum Beispiel in seinem Aufsatz hundert Fächer verschiedenster Größe, und selbst der Präsident der Union hätte für jeden seiner Akten einen passenden Platz gefunden, aber außerdem war an der Seite ein Regulator, und man konnte durch Drehen an einer Kurbel die verschiedensten Umstellungen und Neueinrichtungen der Fächer nach Belieben und Bedarf erreichen. Dünne Seitenwändchen senkten sich langsam und bildeten den Boden neu sich erhebender oder die Decke neu aufsteigender Fächer; schon nach einer Umdrehung hatte der Aufsatz ein ganz anderes Aussehen, und alles ging, je nachdem man die Kurbel drehte, langsam oder unsinnig rasch vor sich. Es war eine neueste Erfindung, erinnerte aber Karl sehr lebhaft an die Krippenspiele, die zu Hause auf dem Christmarkt den staunenden Kindern gezeigt wurden, und auch Karl war oft, in seine Winterkleider eingepackt, davor gestanden und hatte ununterbrochen die Kurbeldrehung, die ein alter Mann ausführte, mit den Wirkungen im Krippenspiel verglichen, mit dem stockenden Vorwärtskommen der Heiligen Drei Könige, dem Aufglänzen des Sternes und dem befangenen Leben im heiligen Stall.“

Spr. 2

So bleibt der Schreibtisch ein ambivalentes und unregiertes Gerät, das erschreckt und fasziniert, weil es immer auch anders kann. Das glückliche Möbel der universalen Verknüpfungen kann sich plötzlich als Aktenhort erweisen, vor dem Bartleby lieber nicht mehr möchte; und es kann als der große Verstörer sich plötzlich in eine Apparatur verwandeln, die alles vertauschen kann, ohne noch etwas produzieren zu müssen. Dann vertauscht sich das Vertauschen selbst; Adorno hätte vermutlich etwas von „negativer Dialektik“ geraunt...

Spr. 3

VI. Den Schreibtisch verlassen

Spr. 1

Aber muss man sich überhaupt dem Tort des Schreibtisches aussetzen? Vielleicht ist das denn doch der Selbstqual zu viel und allzusehr einer dialektischen Denkfigur geschuldet, die immer zuerst durch ihr Gegenteil sich hindurch bewegen zu müssen meint, um sich, im Dreischritt hüpfend, vor- und aufwärtsbewegen zu können. Vielleicht lässt sich der geheime Büro-Zwang des Schreibmöbels auch umgehen, indem man vor dem Schreibtisch den Schreibtisch ignoriert, die Zeit vertändelt und die Schrift, das Blatt, den Stift missachtet: Statt einen Text zu schaffen, könnte man auch einen Text umspielen, man könnte ihn aussetzen, verschieben auf morgen. In dem Wort „prokrastinieren“ steckt ja das lateinische Wort „cras“, das „morgen“ bedeutet; Morgen ist auch ein Tag. Robert Walser sah sich als ein solcher Schreibtischumgeher, der sich und seine Figuren ermunterte zu kritzeln, die Schrift zu verkleinern, zu minimieren, zu umranken mit Bordüren und Ornamenten; der lieber auch die Schreibgeräte verkleinerte und entwertete und lieber mit dem Bleistift schrieb als mit der befehlerischen Tinte; Krakeluren, nahe an der Zeichnung, fern der Bezeichnung. Oder man könnte sich zum Schreiben knapp neben den Schreibtisch setzen wie Francis Ponge, der sich nur mit dem linken Bein an das Möbel lehnte, um abseits zu schreiben, eine minimale Ausweichbewegung mit maximaler Wirkung. Oder man könnte den Platz entmächtigen, indem man den Platz erst gar nicht besetzte wie Friedrich Nietzsche, der einmal notierte:

Spr. 3

„Ich kritzele auf meinen Wegen hier und da etwas auf ein Blatt, ich schreibe nichts am Schreibtisch. Freunde entziffern meine Kritzeleien.“

Spr. 1

So tritt das Gehen an die Stelle des Sitzens, das Kritzeln an die Stelle des Schreibens und das Blatt an die Stelle des Manuskriptes.

Spr. 2

Vielleicht ließe sich endlich der Verwaltungs-Zwang des Holzbrettes auch aushängen, indem man das Brett nicht vor sich stellte, sondern unter sich legte: als eine Art Lattenrost des Schreibens. Zumindest ein Schriftsteller hat dieser Art der Schreibtischumgehung intensiv gefrönt und dabei gleichwohl, Hohn auf alle Arbeitsmoral herkömmlich geistiger Selbstverbürokratisierung, ein mehrtausendseitiges Werk geschaffen, das ganz ohne Vergleich dasteht oder besser vielleicht: vor uns liegt. Hören wir die Haushälterin des Schriftstellers, die viel mehr war als das: Verbündete, Wahlverwandte und, wie er sie nannte, sein Tonband; hören wir, was Céleste Albaret über Marcel Proust zu berichten weiß:

Spr. 3

„Er arbeitete im Bett. Ich habe niemals gesehen, daß er auch nur die kleinste Notiz aufschrieb, wenn er auf war.... Er blieb mehr als halb liegen: er hob nicht einmal den Kopf vom Kissen; zudem hatte er als Stütze die Pullover, die sich auf seinen Schultern häuften und eine Art Sessellehne in seinem Rücken bildeten... Als Schreibpult hatte er nur seine Knie... Im Licht, das sich unter dem kleinen grünen Schirm seiner Lampe ausbreitete, lag er da, immer auf dem Rücken – nie habe ich gesehen, daß er sich auf die Seite drehte. Sein Freund, der Bankier, Horace Finaly, hatte ihm eines Tages als Geschenk einen prachtvollen Betttisch zum Schreiben schicken lassen, ein antikes und kostbares Stück. An dem Tag, als er angeliefert wurde, mußte ich ihn bewundern. „Schauen Sie nur, wie schön und gut er gearbeitet ist, Céleste.“ Dann sagte er: „Stellen Sie ihn an die Seite; ich werde ihn nie benutzen.“

Spr. 1

So tritt an die Stelle des Stehens oder Sitzens das Liegen, an die Stelle des Bürostuhls tritt die Matratze, an die Stelle des herrischen Brettes die gebeugten Knie - und an die Stelle des Berichtens oder Beschreibens oder Protokollierens oder Auflistens tritt: die Erinnerung und die Anamnese. Dafür aber braucht es die strengsten Rituale: Nicht zum Schutz, sondern als Technik der Isolierung und Präparation. Nicht um anderes zu beschreiben, sondern um zu beschreiben, was sich anders nicht beschreiben lässt. Deshalb war das Zimmer von Marcel Proust komplett mit Kork ausgelegt: damit kein Geräusch eindringe; und mit schweren blauen Vorhängen: damit kein Licht den Erinnerungs-Prozess beeinträchtige. Proust benötigte keine Beleuchtung, er wartete auf die Belichtung: in der Dunkelkammer der Unwillkürlichkeit. Deshalb hatte alles in Prousts Wohnung seinen Platz: Nicht, um die Beharrlichkeit auszustellen, sondern um das, worauf sich nicht beharren lässt, gelassen zuzulassen.

Spr. 2

Prousts alltägliche Rituale: das Kochen des Kaffees, der unbedingt von Corcellet sein musste aus der Rue de Lévin, der Lindenblütentee auf dem Lacktablett zur Nacht, das Waschen des Körpers, das nur ein Tupfen war, die Zeremonie mit den Leinenhandtüchern, die alle ein gleiches Gerstenkornmuster besitzen mussten, das Zahnpulver aus der Apotheke Leclerc, vor allem aber „der geschützte Winkel“, den er bevölkerte, mit seinen Beistelltischen, die in Reihenfolge das Wasser von Evian, die Wärmeflasche und endlich die Notizhefte und Tagebücher in genau geregelter Reihenfolge bereit hielten, das alles diente jener Gelassenheit, die kein Schreibtisch zulässt. Proust schrieb keine Texte, er schrieb Beitexte im gelassenen Raum des Daneben. Vielleicht lässt sich am grandiosen Akt der Schreibtischverleugnung lernen, dass, einmal recht bedacht, jedes Schreiben ein Schreiben ist, das in minimaler oder maximaler Ausweichbewegung, mit der Axt oder mit dem Bleistift die Schrift sucht, um in einer linkischen oder in einer eleganten oder in einer hölzernen Bewegung in den doppelten Boden des Schreibtisches einen bescheidenen Haken zu schlagen.